

„Wird der Regenwald zerstört, leiden wir alle“

Thomas Pogge lehrt Ethik in Yale. Er sagt, das Schicksal des Amazonas betreffe alle – und rechnet mit einer Katastrophe

VON FRITZ LÜDERS
UND INGA MEWES

Herr Pogge, wem gehört der brasilianische Regenwald?
Thomas Pogge: Wir können diese Frage aus einer rechtlichen oder einer moralischen Perspektive betrachten. Rechtlich gesehen gehört er natürlich Brasilien. Er befindet sich auf deren Grund und Boden.

So sieht das auch Brasiliens Präsident Jair Bolsonaro. Anlässlich der Waldbrände sprach er von einer nationalen Angelegenheit und lehnte internationale Hilfspakete ab. Frankreichs Präsident Emmanuel Macron nannte es hingegen eine internationale Krise.

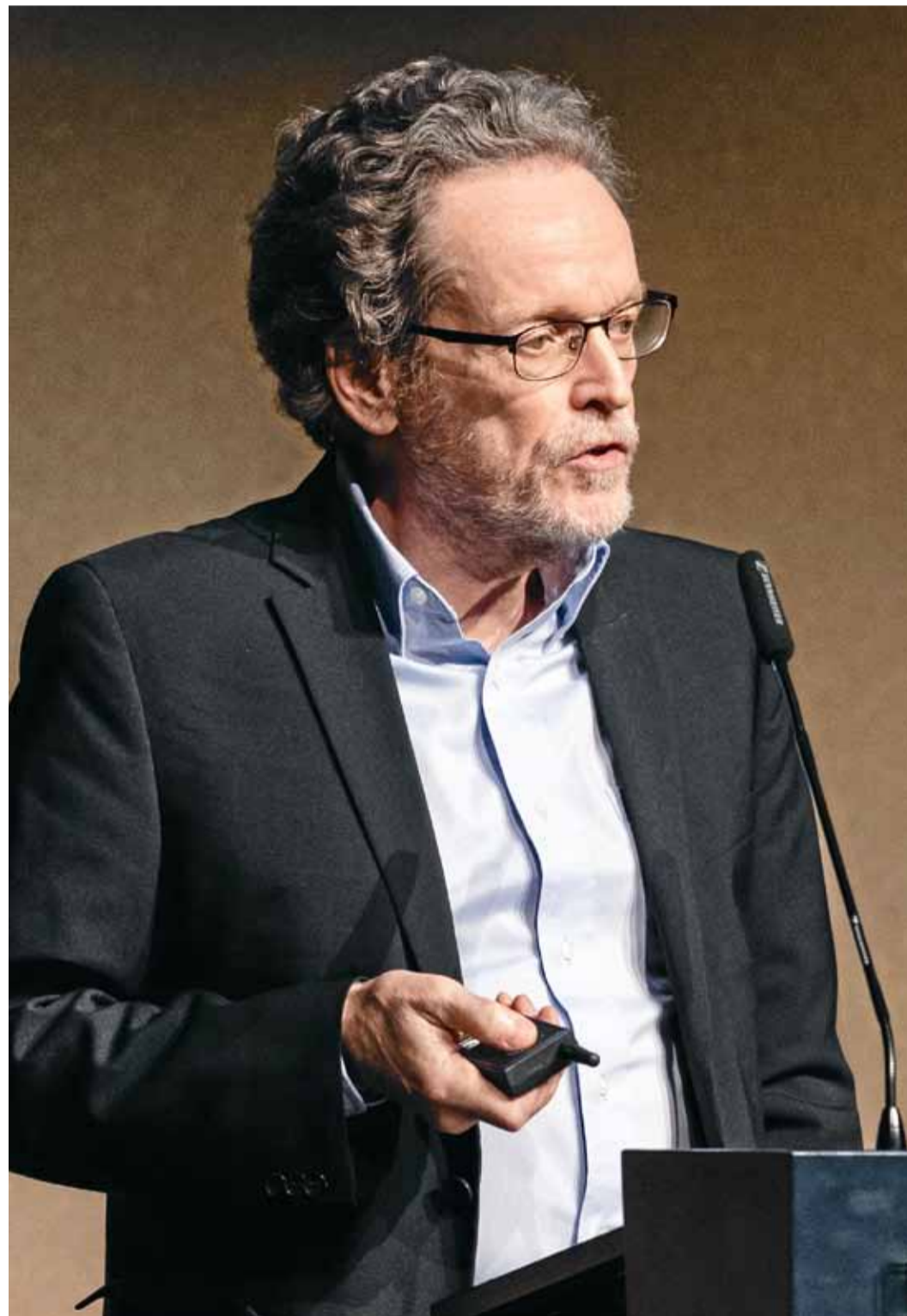
Viel interessanter ist die Frage: Wem sollte er gehören? Und hier befinden wir uns auf der moralischen Ebene. Was den Amazonas von anderen Wäldern unterscheidet: Er ist für die ganze Welt von Interesse. Deshalb müssen wir uns fragen, ob wir nicht alle ein Mitspracherecht haben sollten, wenn dieser zerstört wird.

Hat der Regenwald dabei eine Sonderstellung?

Es geht nicht nur um naturelle Dinge, wie den Erhalt des Regenwaldes. Sondern auch um den Schutz von kulturellen Gütern oder den Umgang mit neuen Technologien. Wir haben alle eine gemeinsame Verantwortung, diese Schätze zu erhalten, auch für zukünftige Generationen. Darüber sollten wir als Weltgemeinschaft entscheiden dürfen. Das bedeutet aber, Souveränität abgeben zu müssen. So wie es Herr Macron macht, geht es nicht. Man kann nicht verlangen, dass die Brasilianer ihre Souveränität über den Regenwald aufgeben, wenn gleichzeitig die Franzosen nicht bereit sind, andere an ihren Schätzen teilhaben zu lassen. Etwa an der Kunstsammlung im Louvre.

Wie unterscheiden Sie zwischen Gütern, die für alle relevant sind, und Gütern, die nur wenige Menschen betreffen?

Die Grenze sollte nach der Interessenlage gezogen werden. Nur weil der brasilianische Regenwald für uns von Relevanz ist, gilt das nicht gleich für alle Wälder. Der Hambacher Forst mag in Deutschland für Aufruhr gesorgt haben, aber ob er nun von globalem Interesse ist, bleibt fragwürdig. Wenn der brasilianische Regenwald zerstört wird, leiden wir alle darunter. Das Amazonasgebiet ist einzigartig mit exquisiter Flora und Fauna. Welche anderen Schätze von globalem Interesse sind, ist Verhandlungssache. Zentral ist es, ein Gespräch aller betroffenen Staaten auf Augenhöhe zu erreichen. Zusammen sollte entschieden werden, welche naturellen, kulturellen und technologischen Güter dazugehören und wie damit umzugehen ist.



Thomas Pogge bei seinem Vortrag im Audimax der Leuphana.

Foto: Leuphana/Patrizia Jäger

Warum finden diese Verhandlungen noch nicht auf Augenhöhe statt?

Ein großes Problem ist die Ungleichheit in der Welt. Wenn ein Handelsvertrag zwischen den USA und Brasilien geschlossen wird, ist klar, wer am längeren Hebel sitzt. Diese asymmetrische Machtverteilung erschwert die Verhandlungen. Je weiter wir die Ungleichheit anwachsen lassen, desto schwieriger wird es dagegenzuhalten. Womöglich haben wir bereits den „Point of No Return“ erreicht, den Punkt, an dem eine Rückkehr zu weniger Ungleichheit unmöglich wird.

Sie sagen, globale Ungleichheiten wachsen. Dennoch plädieren Sie für Verhandlungen auf Augenhöhe. Woher kommt Ihr Optimismus?

Ich bin überhaupt nicht optimistisch! Das ist eine schwierige Sache. Wenn ich mir die Welt ansehe und nüchtern frage: „Wo geht es jetzt hin?“, bin ich sehr pessimistisch. Das kann noch 80 Jahre gut gehen, aber irgendwann muss es zum Knall kommen. Wir warten nur auf die nächste Katastrophe. Die Wahrscheinlichkeit, dass etwas passiert, wird immer größer.

Brauchen wir diesen Knall, damit uns unsere Verantwortung für die Welt bewusst wird?

Nicht zwangsläufig. Wenn wir jetzt genug Willen und genug Energie aufbrächten, könnten

wir etwas ändern. Aber es wird schwierig, die Leute zu mobilisieren. Sie geben zwar zu, dass es Probleme gibt. Aber sie sind blind für das, was droht. Es wird zu kurzfristig gedacht. Im Übrigen gilt das auch für Politiker. Wir brauchen wieder Visionäre, die es verstehen, ihre Ideen zu verwirklichen. Und nicht solche, die ihr Programm allein darauf ausrichten, wiedergewählt zu werden. Ein Land darf nicht einfach nur verwaltet werden.

In der Startwoche beschäftigen sich die Studierenden mit dringenden Zukunftsfragen. Haben Sie eine Botschaft für sie?

Die Frage „Globalisierung – ja oder nein?“ ist die falsche. Was wir brauchen, ist eine andere Globalisierung. Sie unterscheidet sich durch zwei Kernelemente. Zunächst brauchen wir demokratische Prozesse, die garantieren, dass Länder bei globalen Entscheidungen gleichberechtigt sind – unabhängig der militärischen und ökonomischen Macht. Zudem sind wir bei globalen Fragen noch zu sehr von nationalen Interessen geleitet. Stattdessen müssen wir uns ganz unparteiisch um die Bedürfnisse aller Menschen bemühen. Nur so können wir die drei großen Herausforderungen der Zukunft – Klimawandel, gefährliche Technologien und Armut – gemeinsam bewältigen. Wir haben das Wissen, wir haben die Vernunft. Nun nutzen wir sie doch auch!

„Die Leute sind blind für das, was droht.“

Thomas Pogge

Rastlose Suche nach Heimat

Liyah Hadad lebte schon auf drei Kontinenten, fand aber nie einen Ort, an dem sie sich wohlfühlt. Wird sich das je ändern?

VON HAGER SAYAD

Die Geschichte beginnt in ihrer zerbombten Heimatstadt: Kabul, Afghanistan. Mit 13 Jahren musste Liyah Hadad miterleben, wie ihr Zuhause zerstört wird – ein Einschlag, nach dem es unheimlich ruhig wurde und Hadad nur ein Summen hörte. Bis heute begleitet sie dieses Geräusch, erzählt sie. Bis heute vergisst sie den Moment nicht.

Ein Jahr lang saß sie mit ihrer Familie im Keller ihres Hauses fest, zwischen Trümmern. Denkt Hadad an ihr damaliges Leben zurück, denkt sie immer wieder an Bombenanschläge. „Alles, was ich von meinem Leben mitnehmen konnte, war meine Familie, mit der ich durch einen glücklichen Zufall fliehen konnte“, sagt sie heute.

Die Köpfe gesenkt vor Unterwürfigkeit

Nach monatelanger Suche kamen sie damals nach Moskau, baten um Asyl. Zwei Jahre verbrachten sie dort. Ihr Vater und ihr älterer Bruder fanden Schwarzarbeit, Liyah und die anderen Geschwister eine Schule. Sie verstanden kaum ein Wort. „Es war grausam und ich fühlte mich kein Stück sicherer als in Afghanistan.“

Jeden Tag war die Sorge groß, sie bekämen nichts zu essen. Jede Nacht war die Angst erdrückend, sie würden beraubt und könnten nichts sagen. Ein Mädchen an einem ihr fremden Ort.

Es gab Dinge, die sie nie vergessen wird: Die Silvesternächte, die nirgends so glänzten wie in Moskau. Die Momente, in denen die Kinder in der Schule mit ihr spielten. Aber sie wird auch nicht die Tage vergessen, an denen ihr Vater und Bruder nach Hause kamen, übersät mit blauen Flecken, die Säcke leer ohne Essen, die Köpfe gesenkt aus Angst und vor Unterwürfigkeit.

Dann kamen die Steinwürfe

Wieder floh die Familie, dieses Mal nach Deutschland.

Erst dort begann Liyah Hadad, sich Gedanken zu machen über ihre Kultur, ihre Identität. Ihre Geschichte handelt von einem Menschen auf der Suche nach einem Ort, an dem er sich wohlfühlt. An dem er ankommt. Und diesen Ort wahrscheinlich nie finden wird.

Hadad erinnert sich an ihre ersten Eindrücke in Deutschland. Sie stieg damals aus dem Zug in Bad Oldesloe. „Es war kühl. Und ich rede nicht vom Wetter.“ Zwar fühlten sie sich anfangs sicher. Die Familie erhielt Asyl, wurde in einem Heim untergebracht. Sie fanden ein Zuhause, hatten genug zu Essen.

Dann kamen die Steinwürfe. „Es war nicht ungewöhnlich, dass der eine oder andere Stein unsere Fenster zerschmetterte“, sagt Hadad. Es sei auch nicht ungewöhnlich gewesen, dass sie in der Schule wegen ihrer schwarzen Haare und der gebräunten Haut gemobbt wurde. „So langsam kam das Gefühl auf, ich wäre nirgendwo willkommen. Ich würde nirgends ein Zuhause finden.“ Sie träumte davon, sich dazuge-

hörig und verstanden zu fühlen. Irgendwann einmal. Sie hoffte, sobald sie die Sprache sprechen könnte, würde sie Anschluss finden. Das Gefühl, unter ihren Altersgenossinnen allein zu sein, loswerden.

Aber sie war immer noch anders. Partys und Übernachtungen bei anderen waren für sie ein Tabu. Ihre Eltern hatten Angst, ihr könnte etwas passieren. Nicht einmal tagsüber durfte sie Freundinnen besuchen.

„Ich kannte nur arrangierte Ehen“

Hadad blieb oft in ihrem Zimmer, las Bücher, sah Filme. Fühlte sich allein. Sie tauchte ab in verschiedene Kulturen, las darüber und versuchte vor allem zur westlichen Kultur Anknüpfungspunkte zu finden. „Das war gar nicht mal so leicht. Selbst in Sachen Liebe und Ehe gab es Differenzen. Im Westen heirateten die Leute aus Liebe. Ich kannte nur arrangierte Ehen“, sagt sie.

Nach einigen Jahren erfuhren ihre Eltern, dass sie Verwandte in den USA haben. Liyah Hadad telefonierte mit ihnen. Ihre Cousine erzählte ihr vom Leben in Kalifornien, wie gut es ihr gehe, wie schön das Wetter sei. Für Hadad klang es wie ein Traum.

Sie bewarb sich an jedem College, von dem ihr ihre Cousine erzählte. Als sie ein Stipendium bekam, sagte sie sofort zu.

Sind die Menschen offener, fühlt sie sich nicht allein

Hadad war 19 Jahre alt, als sie in die USA zog. Auf den dritten Kontinent in ihrem Leben. Sie lebte bei ihren Verwandten in Kalifornien. Die Sprachbarriere war dieses Mal nicht hoch, da sie Englisch schon in Afghanistan, Russland und Deutschland gelernt hatte. „Das war, denke ich, einer der größten Vorteile.“

Ihre Geschichte formte Liyahs Identität auf eine Weise, die nur mit wenigen vergleichbar ist. Dass sie sich nie völlig in einer Gesellschaft integriert fühlen würde, wurde ihr im Laufe der Zeit bewusst. „Das Gefühl, dazuzugehören werde ich nie irgendwo haben, dafür bin ich zu anders“, sagt sie heute. Aber wenn die Menschen gegenüber dem anderen offener sind, so wie die Leute in Kalifornien, fühlt sie sich nicht mehr allein.

Sie erlebte, wie fremde Menschen sie einluden, sich an ihren Tisch zu setzen, wenn es im Restaurant keinen Platz mehr gab. Oder wie ein alter Mann sich neben sie in den Bus setzte und sich mit ihr unterhielt.

Hadad lebt seit zwölf Jahren in Kalifornien. Sie hat einen Abschluss, ist frisch verheiratet. Ob sie dort bleibt? „Das Leben ist eine immerwährende Reise. So wie sich die Welt verändert, muss man sich auch verändern.“ Sie spricht von Terror, von Amokläufen. „Ich befürchte, so wie die Dinge gerade laufen, muss ich mich wohl in näherer Zukunft wieder auf den Weg machen.“

► Heute, 11.30 Uhr, „NoBorders? NoNations?“, Podiumsdiskussion, u.a. mit Michael Schickwart (Seawatch) und Nadin Zaya (Junge Liberale), Zentralgebäude